

renden eine hohe Wertschätzung der Religiosität. Auch wenn sich der Verf. im Vergleich auf Untersuchungen nach G. Schmidtchen („Was den Deutschen heilig ist, ...“, 1979) bezieht, fehlt leider eine der Gruppe der Pädagogikstudenten gegenüberzustellende Kontrollgruppe (etwa Ingenieur- oder Physikstudenten). *A. Hark* analysiert die vielschichtigen Wechselbeziehungen zwischen „Neurose und Religion“ (21–73). Drei Patientengruppen werden mit zwei Kontrollgruppen verglichen, und die Skalen „Religiöse Orientierung“ und „Psychoneurotizismus“ werden einer Faktorenanalyse unterzogen. Schließlich werden wichtige therapeutische Ansätze zur Behandlung ekklesiogener Neurosen aufgewiesen. – Auf der Basis einer phänomenologisch-empirischen Analyse eines Fallberichtes (Persönlichkeitsbeschreibung) geben *W. J. Berger* und *H. F. van Uden* Beschreibungen und Strukturen von „reifer und unreifer Religiosität“ (203–217). Einen sehr realistisch-lebensnahen und bei aller notwendigen wissenschaftlichen Distanziertheit emotional berührenden Beitrag bringt *K. Ging*, „Sterben und Weiterleben – was bedeutet das für Kinder, insbesondere für Vorschulkinder“ (248–283). Mit vielen wörtlichen Zitaten von Vorschulkindern und mit theoretisch fundierten Analysen vertritt der Verf. die These, daß es gefährlich ist, Kindern Leid und Tod zu verschweigen, weil dies das menschliche Vertrauen zu zerstören droht. – Methodologisch ebenfalls eher empirisch konzipiert sind schließlich noch die Beiträge von *J. R. Gascard*, „Todessehnsucht und Tod in neuen Jugendreligionen“ (302–309) und die ausführliche Buchbesprechung von *G. Tautz* über das Buch von *J. R. Gascard* über neue Jugendreligionen: „Religion als Sucht“ (310–316).

Eine weitere Gruppe von Arbeiten beschäftigt sich mit historischen Vorbildern und ihren Denkansätzen, die unter sehr verschiedenen psychologischen und philosophisch-anthropologischen Kriterien einer ideen- bzw. begriffsgeschichtlichen Analyse unterzogen werden: *J. Meyer*, „Welt, Leib, Frau, Ehe-Beobachtungen zur polaren Konzeption der Wirklichkeit bei Bernhard von Clairvaux“ (88–112); *E. Möde*, „Die Häresie des Doketismus aus psychopathologischer Perspektive“ (112–118); *H. Stein*, „Heraklit und Freud. Der Logos in Wissenschaft, Philosophie und Religion“ (119–129); *H. Reinhardt*, „Christus amicus. Ein psychologisch exakter Weg der Gotteserfahrung in der ‚Imitatio Christi‘ und bei G. Pico Mirandola“ (218–247); *G. Roth*, „Quod anima non sit complexio. Zur Kritik des Hl. Thomas v. Aquin am Seelenbegriff Galens“ (284–292). – Ethische und philosophisch-anthropologische Grundlagen werden von zwei polnischen Religionswissenschaftlern eher deduktiv-philosophisch reflektiert: *T. Styczeń*, „Das Gewissen – Quelle der Freiheit oder der Knechtung?“ (130–147). *M. Jaworski*, „Die fundamentale Würde des Menschen“ (293–301).

Abschließend seien noch drei Beiträge über methodologisch und geistig-inhaltlich sehr unterschiedliche und damit erneut den breiten Ansatz der Religionswissenschaft widerspiegelnde Arbeiten erwähnt: *G. Lebzeltner*, „Die Erleuchtung“ (74–80). Darin vertritt der Verf. die These, daß die „große Erleuchtung“ der Buddhisten „auch ein Europäer voll verstehen kann“. – Der Artikel von *A. Adam*, „Die Psychobionik als Instrument gelenkter Gesellschaftsveränderung und artifizierlicher Evolution“ (148–178) bringt eine Fülle von Anregungen, wie die Psychobionik „als eine erweiterte Hirnprothetik“ geeignet bzw. eher nicht geeignet ist, die menschliche Psyche zu simulieren. – Der Aufsatz von *J. A. van Belzen*, „Psychologische Theorieentwicklung über das Verhältnis zwischen geistlicher Gesundheit und Religion. Der Beitrag des Psychiaters H. C. Rümke“ (192–201) weist auf die Multidimensionalität psychiatrischer Diagnosen hin. Ferner entwickelt er acht „recht handfeste“ Kriterien für eine „gesunde Persönlichkeit“. Diese Kriterien könnten auch ein wirksames Instrument zur Beurteilung echter und falscher Mystik darstellen.

U. J. NIEMANN S. J.

DER MENSCH UND SEINE GEFÜHLE. Hrsg. *Venanz Schubert* (Wissenschaft und Philosophie 2). Sankt Ottilien: EOS 1985. 337 S.

Der Band ist aus einem interdisziplinären Seminar hervorgegangen, das der Hrsg. im Wintersemester 1983/84 an der Ludwig-Maximilians-Universität München veranstaltet hat. Sein Wert und Reiz liegt in der Vielfalt des Materials, der Fragestellung und der Methode, mit denen das Thema angegangen wird. *A. Hollmann* informiert über die

neurophysiologischen und hormonalen Grundlagen der Emotionen (105–125). Der Psychologe *W. Tunmer* befaßt sich in drei Beiträgen mit den Merkmalen und der Funktion von Gefühlen (127–139), mit dem Begriff der Erlebnisintensität (141–150) und der Ausdruckspsychologie, wo er vor allem auf die Methoden und Thesen von Darwin eingeht (151–173). Drei Schüler und Mitarbeiter von Irenäus Eibl-Eibesfeldt, *W. Schievenhövel*, *M. Schleidt* und *K. Grammer* referieren einige Detailergebnisse der Verhaltensforschung zum Thema Mimik und Emotion: das Erkennen der sehr speziellen Kabuki-Mimik durch Europäer, die Mimik bei taub-blind geborenen Kindern und das schnelle Brauenheben (175–209). Anhand von Texten aus Hofmannsthal, Brandes, Staiger, Thomas Mann u. a. reflektiert *K. Feilchenfeldt* über die Gesetzmäßigkeit der Vermittlung von Gefühlen in der Dichtung (263–304). Die Kunstgeschichte ist vertreten mit einer Interpretation der Pietà Bellinis in der Brera durch *H. Belting* (305–330). *K. R. Mühlbauer* deutet das Sprichwort „Wer nicht hören will, muß fühlen“ um. Er stellt Gründe und Auswirkungen des erzieherischen Strafverhaltens dar und plädiert für eine Pädagogik, die in dem Sinn durch Gefühle erzieht, daß man Kinder mag und gelten läßt (213–261). Pädagoge ist auch *M. Müller-Wieland*, dessen Aufsatz über die Heiterkeit sich jedoch kaum in fachliche Kategorien einfügt. Er ordnet die Heiterkeit der geistigen, über dem vitalen Lebensgrunde liegenden Schicht der Person zu und sieht in ihr den fruchtbaren Boden, auf dem allein schöpferische Tätigkeit gedeihen kann (59–125). Der philosophische Beitrag des *Hrsg.s* befaßt sich vor allem mit der Erkenntnis der Gefühle und dem Verhältnis von Denken und Fühlen (17–58). – Eine wichtige Hilfe zur weiteren Orientierung ist die den meisten Beiträgen angefügte Bibliographie.

F. RICKEN S.J.

BARROW, JOHN D. / TIPLER, FRANK J., *The Anthropic Cosmological Principle*. Oxford: Clarendon Press 1986. XX/706 S.

Es ist eine Tatsache, daß es seit ca. 2 Millionen Jahren den *Homo erectus*, seit ca. 40 000 Jahren den *Homo sapiens* gibt. Deshalb ist es sinnvoll und zulässig zu fragen, welche naturwissenschaftlichen Bedingungen im Weltall, in unserem Sonnensystem, auf unserem Planeten Erde notwendige Voraussetzungen sind, damit intelligentes Leben entstehen kann. Das ist die Frage nach dem anthropischen Prinzip. Dieses wird in drei Formen vorgetragen: 1. Das schwache anthropische Prinzip (a. P.): Die bisher beobachteten Werte in der Kosmologie bis in den Bereich der kleinsten Partikel (Elementarteilchenphysik) können nicht verschieden sein von den tatsächlichen, wenn der Mensch entstehen sollte. Sie müssen vielmehr solche Größtenwerte haben, daß sich auf Kohlenstoff-basierendes, intelligentes Leben entwickeln konnte. Das Universum als ganzes hinwiederum muß alt genug sein (13×10^9 bis 20×10^9 Jahre), um Kohlenstoff und die anderen lebenswichtigen Atome und Molekülverbindungen entstehen zu lassen und die Entwicklung von Leben bis hin zum intelligenten zu ermöglichen. Andererseits darf das Universum auch nicht so alt sein (in einem Zeitraum von insgesamt 10^{12} Jahren sind alle Sterne ausgebrannt und auf Kohlenstoff-basierendes Leben damit unmöglich), daß unsere tatsächliche Form von Leben unmöglich ist. 2. Das starke anthropische Prinzip: „Das Universum muß diese tatsächlich beobachtbaren Eigenschaften (Konstanten) haben, welche die Entwicklung von intelligentem Leben in einer Phase seiner Geschichte erlaubt“ (21). Dieses starke a. P. kann in dreifacher Weise verstanden werden: 2.1 „Es gibt ein mögliches Universum, das mit dem Ziel geplant ist, Beobachter hervorzubringen und sie am Leben zu erhalten“ (22). Diese Formulierung setzt die Existenz eines planenden intelligenten Wesens (= Gott) voraus, kann deshalb auch nicht naturwissenschaftlichen Untersuchungen zugänglich sein. 2.2 Wheeler hat deshalb ein „teilhabendes (participatory) a. P.“ als Deutung des starken a. P. vorgeschlagen: „Beobachter sind notwendig, um das Universum ins Dasein zu bringen“ (22). Diese Formulierung steht in enger Beziehung zu einer dritten Deutung des starken a. P.: 2.3 „Eine Anzahl von anderen unterschiedlichen Weltallen ist notwendig für die Existenz unseres Universums.“ Man vergleiche dazu etwa das Buch von P. Davies „Mehrfachwelten“ (Entdeckungen der Quantenphysik), 1981. Wenn nun aber das starke a. P. wahr ist und demnach intelligentes Leben in einer bestimmten Entwicklungsphase des Kosmos ent-